

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 26 (1936)
Heft: 47

Artikel: Zum Baum der Sustenstrasse
Autor: H.B.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-648999>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

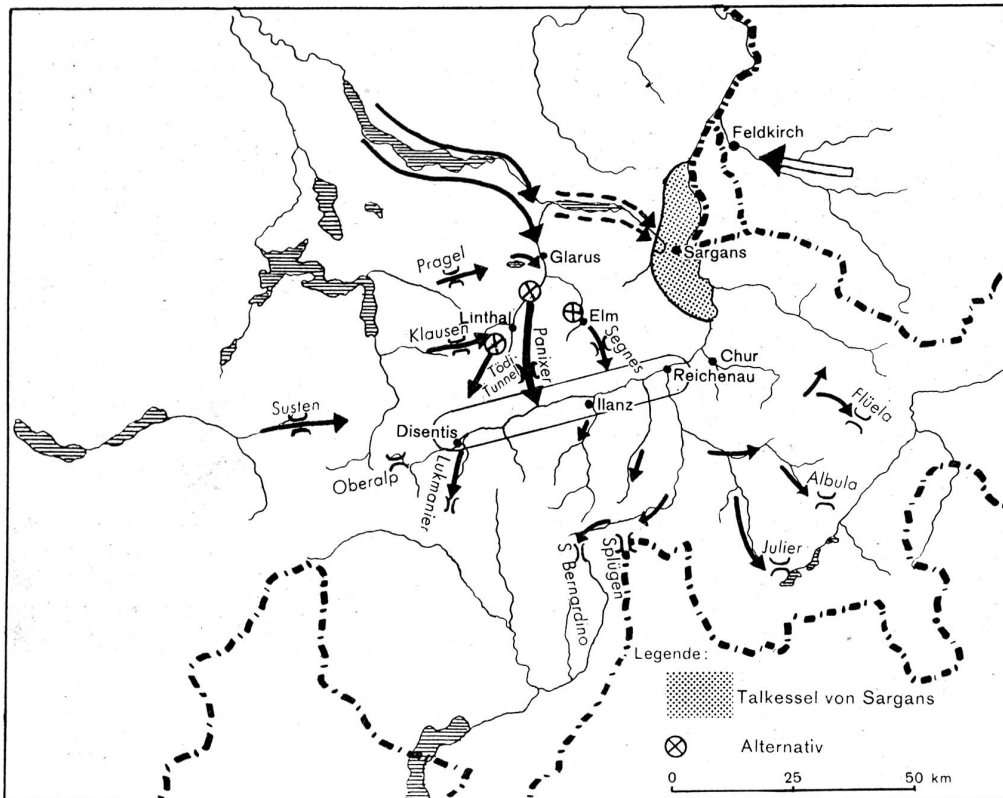
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Das Projekt der Panixerstrasse. Eine militärische Notwendigkeit. (Klischee aus: „Neue Zürcher Zeitung“.)

ben, um sich im Sterben noch festlich zu schmücken. Im Hause saß der Dichter vor einem leeren Tische und bei stumpfer Feder. Im Kamine verholten Manuscripte von Dramen-Entwürfen. Aber es gab nicht einmal im Verglühn von soviel starkem Wollen eine rechte Wärme im Kamin.

Den Dichter fröstelte. Er dachte daran, wie er nun doch in die Stadt und ins Vaterland, vielleicht auch ins bürgerliche Amt zurückzukehren verdammt sei, erhob sich dann einmal noch zum hastigen Rundgang auf der Insel, irrte umher, um sich zu erwärmen, und erkannte, daß sein Einsamkeitstraum zu Ende geträumt, und er, von kühlen Wassern und unergründlichen Seetiefen umgeben, ein unrettbar Gefangener sei, ohne liebendes Weib, das bereit wäre, sich zu opfern an seiner Seite. „Verzichte!“ schien ihm der kühle Herbstwind in den Büschen der Insel zuzurauen, „verzichte auf dein Dichten und Träumen, sei Bürger und Mensch, wie die anderen, dann ist dir besser, und dann wirst du auch das mögliche Glück dieser Erde erfahren.“

Dieses vernehmend, drohte der Dichter: „Soll ich auf meines Daseins göttlichen Zweck, die Menschen mit Gaben des schöpferischen Geistes erquiden zu dürfen, verzichten, dann verzichte ich auch mit Lustgefühlen auf das Leben selbst; denn alsdann kann ich doch wenigstens die Qualen verkürzen und in der selbstgewählten Todesstunde seiner Bosheit lachen!“

An diesem schmerzlichen Abend brachte der Fischer den erwarteten Brief. Ein Wissender, erbrach Kleist das schwere, schwarze Siegel, beinahe heiter. „Wie kannst du mir zumuten, das Leben einer Bauernfrau zu führen, mir, einer Wilhelmine von Zenge?“ hieß es da.

Er las nicht weiter, griff entschlossen zur verachteten Feder und schrieb die kurze, stolze Antwort des in seinen heiligsten Gefühlen verletzten und verschmähten Liebesuchers:

„Liebes Mädchen, schreibe mir nicht mehr. Ich habe keinen andern Wunsch, als bald zu sterben.“

Nachdem Heinrich von Kleist, enttäuscht und ins Herz getroffen, ein Edelwild, die Insel seines kurzen Schöpferglüdes verlassen, irrte er noch neun Jahre lang in der Welt, das opferwillige Weib seiner Sehnsucht suchend. Da fand er endlich die Frau, die sich nicht zum Leben, aber zum Tode mit ihm verband. Und jauchzend nahm er das Opfer aus ihren willigen Händen, das Pistol mit zwei todbringenden Kugeln. Freunde fanden die Liebenden erschossen, im Tode noch lächelnd, wie Philosophen, die glücklich vermeinen, um eine letzte und höchste Weisheit zu wissen.

Unter den Abschiedsbriefen, die der Dichter an alle Freunde im Leben hinterlassen und in denen er ergreifend um Verzeihung bat für allen Schmerz, den er im Leben, wenn auch absichtslos, bereitet, fand sich auch das Eingeständnis seiner schönen Seele: „Die Wahrheit ist,

daß mir auf Erden nicht zu helfen war.“

Der Dichter starb, die Werke seines kurzen Inselglüdes leben und beglücken noch, und auch die Insel und das Haus im Grünen wird noch immer von Wassern kühl umspült und ist unruhgequält, wie damals, und wird es immer sein. Auch nennen sie die Insel heute Delosea noch, das heißt: aller wahren Dichter dunkles Schicksal ist die Not der Seele, die im großen Werke glüht, weil nur das Licht in tiefer Nacht sich hell entzündet und mächtig loht, in tiefer, tiefer Nacht.

Zum Bau der Sustenstrasse.

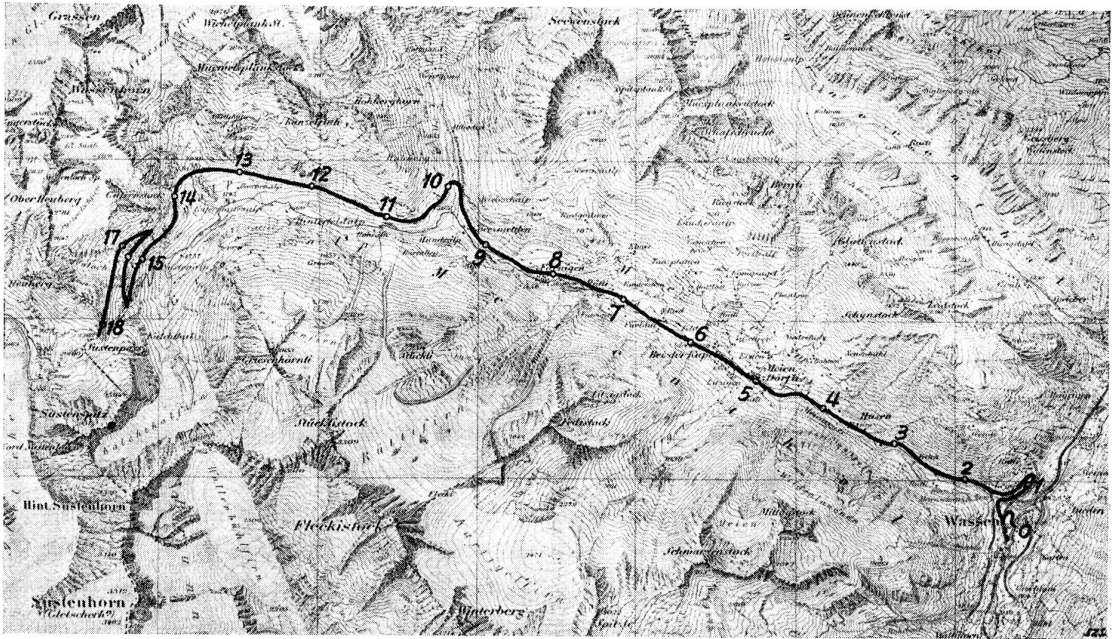
Die militärischen Notwendigkeiten, die sich aus der Bedrohung unserer Grenze durch die gegenwärtige politische



„In der Höll“. Blick talauswärts gegen „Bäregg“ (Hintergrund Gadmerflüel).

Lage in Mitteleuropa ergeben, in Verbindung mit den Notwendigkeiten der Krisenbekämpfung haben ein über 30 Jahre altes Straßenprojekt zur Reife gebracht. Es betrifft das

Projekt einer Sustenstraße von Innertkirchen im Haslital bis Wassen im Neufstal. Die Straße muß aus militärischen wie aus volkswirtschaftlichen Gründen gebaut werden und zwar gebührt ihr vor Bauprojekten ähnlicher Art der Vorrang. Warum dem so ist, soll nachstehend dargelegt werden.



Sustenstrasse. Bernisches Teilstück.

Der ungeahnt große Erfolg der Eidgenössischen Wehranleihe, darf als Beweis gewertet werden dafür, daß dem Schweizervolk die heikle militärische Lage seines Landes klar vor Augen steht. Es ist diese Tatsache ein erfreuliches Zeichen seiner politischen Reife und ein Beweis mehr für die Tauglichkeit einer richtig gehandhabten Demokratie. Denn wohlverstanden, dieses Resultat kam nicht zustande mit Hilfe einer Panik-Propaganda. Von den militärischen Hintergründen in den konkreten Gegebenheiten, wie sie dem Schweizerischen Generalstab vor Augen liegen, war in den Propagandareden für die Anleihe aus guten Gründen nicht die Rede, und doch liegen sie unserem Volk im Bewußtsein und mögen Wesentliches zum Gelingen der Anleihe beigetragen haben. Ein allseitig unterrichtetes und in der Freiheit des Urteils erzogenes Volk zieht eben aus Geschichte und Vergangenheit und dem politischen Geschehen des Tages leichter die richtigen Schlüsse als ein einseitig informiertes und unter politischer Vormundschaft gehaltenes Volk.

Es ist zweifellos so: In Europa reifen — für jeden Hellseher erkennbar — in unheimlicher Dynamik die politischen Entscheidungen heran, die kaum anders als mit einem neuen Weltkrieg zur Endlösung gelangen können. Da-



Obenher Steingletscher. Blick vom Hotel Steingletscher talauswärts gegen die „Höll“.

bei wird der Schweiz ungewollt eine Schlüsselstellung zufallen, die ihr zum Schicksal werden wird. Daß es dann um Sein oder Nichtsein gehen wird, hat das Schweizervolk erkannt,

und es ist darum zu größten Opfern bereit, um seine Grenze und seinen Boden zu verteidigen.

Es ist der Fall denkbar, daß in einem künftigen Krieg Deutschland und Italien eine Kampffront gegen Frankreich bilden. Ein Blick auf die Karte genügt, um die gefährvolle Lage der Schweiz zu erkennen. Eines der ersten Kampfziele der beiden Verbündeten wäre zweifellos der Besitz der schweizerischen Alpenpässe.

Aber auch für den günstigeren Fall, daß sich Deutschland und Italien als Feinde gegenüberstünden, wäre die militärische Lage der Schweiz eine sehr gefährliche. Denn da würde es zweifellos um den Besitz der Brenner Wasserscheide gehen. Beide Partner würden dabei strategisch in die Notwendigkeit versetzt, zum Schutze ihrer einen Flanke die Graubündnerpässe zu erobern. Und zwar besteht diese Notwendigkeit gleich zu Beginn des Krieges; denn keine Partei darf der andern die Initiative dazu überlassen, um nicht in Nachteil zu kommen. Dies natürlich unter der Voraussetzung, daß die Verteidigungsbereitschaft und Widerstandsfähigkeit des Schweizerheeres in der Wagschale der beidseitigen Generalstabspläne nicht schwer genug wiegen, um das Unternehmen eines Erstangriffes als riskant erscheinen zu lassen.

Ein ganz schwacher Punkt unserer Verteidigung der Graubündnertäler ist das Sarganserbecken. Der Eingang in den Kanton Graubünden von Norden her kann hier von der Vorarlberger-, bezw. Nichtensteiner-Grenze aus mit schwerer Artillerie leicht abgeriegelt werden. Deshalb bekommen die Pässe des Kantons Glarus und der Inner-schweiz überhaupt als Zufahrtswege in das bündnerische Rheintal für den Kriegsfall ausschlaggebende Bedeutung. In Militärkreisen fordert man darum die Priorität für die Panixerstraße gegenüber andern Alpenstraßenprojekten.*

Wenn die Panixerstraße als notwendige Ergänzung der Nord-Süd-Zufahrtslinien zum bedrohten Tessin und zum Splügen angesehen wird, so muß die Sustenstraße für die westöstliche Verbindung als unbedingt notwendig in den

*) Major Brunner in der Neuen Zürcher Zeitung vom 30. Juli 1936.



„Stuhlwang“. Blick gegen Südwesten auf den Steingletscher.

Vordergrund gestellt werden. Bei einem italienischen Angriff auf die bedrohte Südostgrenze wäre nämlich die Grimsel-Furka-Oberalprounte vom Giacomopaß her so schwer bedroht, daß sie als Aufmarschlinie für die westschweizerischen Hilfstruppen nur sehr bedingt in Frage käme. Die 20 Kilometer nördlicher gelegene Sustenstrafe hingegen würde diesem Zwecke ausgezeichnet dienen. Nicht nur würde sie um etliche Stunden schneller zum Gotthard führen, sondern sie wäre auch der ideale Zufahrtsweg zum Panixerpaß via Klausenstrafe. Diese letztere müßte natürlich den militärischen Bedürfnissen noch besser angepaßt werden. Daß eine in diesem Sinne ausgebaut Westostverbindung die strategische Lage der Schweiz an ihrer Ostmark wesentlich verbessern würde, liegt auf der Hand.

*

Die volkswirtschaftlichen und verkehrspolitischen Gründe für den Bau einer Sustenstrafe liegen darin, daß das große Fremdenverkehrsgebiet im Oberland eine Autostrafe nach Osten als direkte Zufahrt zum Gotthard und zum Klausenpaß längst schon nötig gehabt hat. Die Sustenstrafe würde einen großen Teil des Westostverkehrs vom Genfersee, über den Pillon und die Saanenmöser anziehen und durch das Oberland leiten. Ein wichtiger Anreiz dazu läge in dem Umstand, daß die künftige Sustenstrafe viel früher schneefrei ist als die Grimsel und Furka. Denn ihr Trasse führt fast ausschließlich sonnigen, den Lawinen wenig ausgelegten



Passhöhe 2280 m. ü. M. Blick gegen Klein-Spannort, Seewenstock und Meiental (Gufenalp).

Hängen entlang. Durch eine solche günstige Automobilroute würden dem Autotourismus neue Rundreisemöglichkeiten eröffnet, was der Hotellerie im engern Oberland

nur Nutzen bringen könnte. Die Sustenstrafe würde sicher auch durch ihre Naturschönheiten auf das Reisevolk eine große Anziehungskraft ausüben. Das Oberhasli, das Gadmene- und Meiental würden durch die Strafe die ihnen so notwendige Belebung erfahren.

Für eine recht baldige Ausführung des bereits bis in alle Detailpläne baureifen Sustenstrafe-Projektes spricht der Umstand, daß die Bewohner des Gadmene- und des Meientales seit Jahren mit Sehnsucht auf die Arbeits- und Verdienstgelegenheiten des Straßenbaues hoffen. Natürlich wird der Bau nicht nur diesen Leuten, sondern zahlreichen andern Arbeitern und Gewerbetreibenden außerhalb der beiden Täler erwünschten Verdienst bringen. Es müßte dieser zusätzliche Arbeitsverdienst eine sehr fühlbare Wirtschaftsankurbelung für den Kanton Bern bedeuten. Von dieser Erkenntnis aus geleitet hat wohl der bernische Regierungsrat in den letzten Tagen bei den Bundesbehörden vorgesprochen, um dessen Entscheidungen zu beschleunigen. Hoffen wir, daß diese recht bald in positivem Sinne erfolgen werde.

H. B.

Ungewollte Schuld.

Von Ernst Roth.

(Schluss.)

Im Tannwald ist inzwischen der Tatbestand aufgenommen und dabei herausgefunden worden, daß es sich tatsächlich um ein Verbrechen handelte und daß statt des Regierungstatthalters der Gerichtspräsident sich mit dem Fall zu befassen habe. Der Arzt stellte fest, daß der Tod infolge Herzschuß eingetreten sei. Im weiteren hatte sich ergeben, daß sich der Reiter nach dem Schuß noch einige Zeit auf dem vorwärtsschreitenden Pferd zu halten vermochte, dann herunterfiel, im Steigbügel hängen blieb und vom Pferd wieder auf dem Weg zurückgeschleppt wurde bis ungefähr auf die Stelle, wo der tödliche Schuß sein Ziel erreicht hatte. Dann wurde die Leiche zur Sektion abtransportiert.

Jetzt sucht die Polizei eifrig nach Spuren und hört alle die Leute an, die sich auf der Mordstelle eingefunden haben. Die meisten wollen den Schuß gehört haben, aber die verschiedenartigen Aussagen über den Zeitpunkt lassen die Polizei bald erkennen, daß sie sich nicht zu sehr auf die Mithilfe aus dieser Richtung verlassen darf. Nur die Frau und das Mädchen, die auf ihrem Heimweg den Reiter hinter sich und nachher auch den Schuß und das Umwenden des Pferdes gehört und dann im Dorf Lärm geschlagen haben, vermögen eine genauere Zeitangabe zu machen. Als sie an die Weggabelung gelangt waren, hatten sie vom Feldwylter Kirchturm neun Uhr schlagen hören. So mußte der Schuß eine Viertelstunde später gefallen sein.

Nach und nach begeben sich die Ranstetter auf den Heimweg. Es ist ihnen ganz gruselig zu Mute, und jeder ist froh, zu Hause die Türe hinter sich abzuriegeln. Die Polizei durchstreift den Wald und sucht mit Taschenlampen den Boden ab, findet aber weder den Schützen noch dessen Waffe, noch sonst etwas Verdächtiges. Doch sie darf die Arbeit nicht aufgeben, der Mann muß gefunden werden. Gegen Morgen kommt auch schon Verstärkung aus Bern und auf den von dort mitgebrachten Polizeihund werden große Hoffnungen gesetzt.

„Wenn wir die Waffe haben, dann ist uns der Schütze sicher“, erklärt der Wachtmeister und die andern wissen, daß dies zutrifft. Aber eben — erst die Waffe finden. Raum sind die Ranstetter aus dem kurzen Schlaf erwacht, haben sie schon wieder Gelegenheit, der Polizei alles zu erzählen, was sie über Alex Gerber wissen. Aber auch da kommt nicht viel heraus. Niemand will etwas davon wissen, daß der junge Gerber einen Feind gehabt hätte,